

Siegfried Möws

## Krieg – Vertreibung – Neuanfang

---

Die Ereignisse, mit denen man sich jahrzehntelang nicht beschäftigt, hinterlassen in der Erinnerung oft große Lücken. So geht es mir mit der Zeit, die so unendlich viel Leid in Volk und Land und Familien ge-bracht hat, aber auch in eigenartiger Weise Ende und Neuanfang gleichzeitig bewirkt hat. Mein Bild von dieser Zeit hat viele weiße Flecken.

Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, war der 1. September 1939 ein Sonntag. Ich erinnere mich aber, dass wir in der Stube gesessen und aus dem Fenster gesehen haben. Unerwartet kamen von Nachbar Plaths Hof her zwei junge Leute auf uns zu. Als sie heran waren, öffnete unsere Mutter das Fenster. Die beiden erklärten umständlich, dass Krieg sei und dass sie uns die Lebensmittelkarten bringen müssten.

Damit begann für uns der Krieg. Jedoch spielte sich der Krieg für uns jahrelang nur an den fernen Fronten ab – und in der Schule, in der wir an einer großen Europakarte die Siegesfähnchen vorwärtssteckten. Zunächst. Die immer stärker werdenden Einschränkungen durch die Rationalisierung aller Bedarfsartikel waren für uns Kinder von 9 und 8 Jahren zunächst gar nicht spürbar. Durch unsere Landwirtschaft als Teilselbst-versorger eingestuft, war unsere Ernährung bis zum Schluss gesichert.

Ostern 1943. Aufgenommen in die Handelsschule Klasse H 3. Ostern 1944 versetzt in die H 2. Doch dann begannen wir allmählich den Krieg zu spüren. Die älteren Jahrgänge wurden zum „Kriegseinsatz“ verpflichtet. Nach und nach wurden die Klassen immer kleiner. Zum Schluss wurden die Reste der Mädchen- und Jungenklassen zusammengelegt, was bisher nicht üblich war. Und als ein regulärer Unterricht gar nicht mehr möglich war, wurde die Schule geschlossen. Das kann in der zweiten Jahreshälfte 1944 gewesen sein. Da hatte ich die Handelsschule etwa zur Hälfte absolviert. Wir als die noch nicht ganz Wehrtüchtigen (weil zu jung) wurden zu kriegswichtigen Arbeiten verpflichtet. Unser künftiges Betätigungsfeld lag in einem Holzverarbeitungswerk: Munitionskisten zusammennageln.

Der Krieg klopfte auch direkt ans Klassenzimmer. Eine Unterrichtsstunde fiel aus zugunsten einer Werbung von Freiwilligen für die Offizierslaufbahn. Ein Offizier der Wehrmacht hielt uns (in der Zeit waren Jungen- und Mädchenklassen noch getrennt) einen begeisterten Werbevortrag und schilderte das Leben in der Offizierslaufbahn in den schillerndsten Farben. Die Stunde endete mit dem Verteilen von Bewerbungsformularen an alle Schüler und dem aus Sicht des Offiziers selbstverständlichen Einsammeln der unterschriebenen Blätter. Doch bevor diese Aktion für uns Folgen haben konnte, war der Krieg zu Ende.

Opfer gab es dennoch. Helmut Papenfuß, in der Dorfschule eine Klasse vor mir, wurde noch kurz vor Kriegsende eingezogen und als Flakhelfer eingesetzt zum Schutz vor den Bombenangriffen. Eine Fliegerbombe traf seine Stellung. Nur eines von den unendlich vielen sinnlosen Opfern dieses Krieges.

Zwar galt auch für unsere Gegend das strikte Gebot der Verdunkelung. Es durfte kein Lichtspalt im Fenster zu sehen sein. Aber wir blieben bis zum Ende des Krieges von Bombenangriffen vollständig verschont. Dadurch bedingte Schäden an Gebäuden hat es in den Dörfern und selbst in der Kreisstadt Stolp nicht gegeben. Erst mit dem – vielleicht auch erst nach dem – Einzug der Roten Armee hat die Stadt drei Tage lang gebrannt. Das Feuer war in den Nächten kilometerweit zu sehen.

Von unserm Hof aus hatten wir den Blick auf die Straße, wo sie leicht ansteigend aus Überlauf kommend unser Dorf erreicht. An dieser Stelle haben wir am 8. März 1945 als unsere erste Begegnung mit dem eigentlichen Krieg deutsche Soldaten in den Kampf ziehen sehen. Die Straße führt in Richtung Osten auf Stolp zu. Etwas später folgten ihnen die Flüchtlingstrecks aus dem Osten. Menschenmassen mit Pferd und Wagen. Aus ihrem Mund hörten wir: Der Iwan ist hinter uns her. Sehen Sie zu, dass Sie wegkommen! Da war uns klar, dass die Soldaten nicht in den Kampf zogen, sondern auf dem fluchtartigen Rückzug waren. In dem Augenblick war für uns auch der Krieg zu Ende.

Wenig später sahen wir dann die ersten russischen Soldaten. Die Kalaschnikow im Anschlag, immer schussbereit, aber dennoch vorsichtig und ängstlich, als könnten sie noch in einen Hinterhalt geraten, bewegten die Soldaten der Vorhut sich vorsichtig von Haus zu Haus

vorwärts. Kämpfe haben jedoch weder bei uns noch in der weiteren Umgebung stattgefunden. Nach dem Durchzug der „Front“ war es zunächst ruhig. Bis die russischen Besatzungstruppen ihr Regime errichteten, unter dem besonders die Frauen unsagbar zu leiden hatten.

Für die vielen Treckwagen war nun auch die Flucht zu Ende. Bald standen die Höfe voller Wagen. Für die Pferde suchte man noch einen Platz in einem Stall oder einer Scheune zu finden, wohl ahnend, dass sie bald von den nachrückenden Besatzungssoldaten requiriert werden würden. Die vielen Menschen brauchten ein Dach über dem Kopf. Bei der Quartiersuche waren sie nicht zimperlich, wenn die „Einheimischen“ nicht genügend Verständnis aufbrachten. Plötzlich war das Dorf überbevölkert.

Was auf die Quartiersuche zutraf, galt in gleicher Weise für die Verpflegung. Woher nehmen? An dem, was offen sichtbar vorhanden war, haben sich erst einmal die „Russen“ bedient. Hilfsbereitschaft? Mitleid? Rücksichtnahme? Ehrlichkeit? Opferbereitschaft? Oder die Praxis: Not bricht Eisen – auch die zehn Gebote? Wer ist schuldiger – die Einheimischen oder die Flüchtlinge?

In unserm Haus in der Nebenwohnung hatte sich eine resolute Frau mit echt ostpreußischem Dialekt, polnischen Sprachkenntnissen und ihrer Kinderschar „einquartiert“: Frau Lasarzik. Eines Tages gab es eine Kleinkonferenz einiger russischer Offiziere in unserm Haus. Dazu gehörte ein ausgiebiges Essen und nach russischer Gewohnheit auch das Trinken: Sto Gramm. Frau Lasarzik hat gedolmetscht. Sie war ein Typ, der überall gleich Kontakt hatte, auch zu uns. Schüchternheit unbekannt. Meine Mutter hatte eine Haarschneidemaschine, das muss sie in irgend einer Weise mitbekommen haben – jedenfalls hatte sie die einmal ausgeliehen. Als meine Mutter sie wiederhaben wollte, tat sie ganz traurig: Haben die Russen genommen! Kann sein – kann nicht sein. Wer weiß?

Zunächst versuchte jeder, die Lebensgewohnheiten beizubehalten, die nötigen alltäglichen Bedürfnisse und Anforderungen weitestgehend zu befriedigen, wie es etwa der Arbeitsablauf auf dem Bauernhof mit sich bringt. Das änderte sich jedoch bald. Schon kurz nach dem Einmarsch der Russen wurden alle Kühe in eine große Herde zusammengetrieben, blieben ständig auf der Weide und mussten nun laufend gehütet werden. Doch war das nur die Vorbereitung zu dem eigentlichen Vorhaben: Die Tiere sollten nach dem Osten getrieben werden.

In diesem Zusammenhang kommt mir Herr Neitzel in Erinnerung, ein Kleinbauer, wie ich glaube. Er war von der Administration dazu beauftragt, für diesen „Herdentrieb“ den nötigen Trupp (junger) Leute aus der Dorfbevölkerung zu rekrutieren. Das hieße: Zu Fuß mit den Kühen nach Russland und irgendwann wieder zurück. Ich sollte auch mit. Meine Mutter hatte vorher von dieser geplanten Aktion erfahren (wie nur?) und mich versteckt. Nun kam eben dieser Herr Neitzel, um mich zu holen. Ich war nicht da. Ich saß in meinem Versteck auf dem Kellerboden. Von dort hörte ich, wie er dauernd ums Haus ging und meinen Namen rief. Irgendwann hat er den Versuch schließlich aufgegeben. Aber die Kühe waren weg.

Und doch gab es unter der Besatzung eine bestimmte Normalität. Die Russen sorgten dafür, dass die Bevölkerung mit den nötigen Grundnahrungsmitteln versorgt wurde. So kann ich mich erinnern, dass ich einen Sack Roggen mit der Schiebkarre zur Mühle geschafft habe und mit dem Sack voll Mehl wieder nach Hause gekommen bin. Die Mühle gehörte zum Dorf und war vielleicht einen halben Kilometer von uns entfernt. Ebenso weiß ich, dass Milch ausgegeben wurde. Wie die Versorgung im einzelnen organisiert war, ist mir nicht mehr gegenwärtig. Allerdings kann ich sagen, dass ich nicht gehungert habe, solange wir „zu Hause“ waren.

Im August 1945, 10 Tage vor seinem 14. Geburtstag, starb mein Bruder an Typhus. Es ist heute wohl nicht mehr nachzuvollziehen, wie die Beerdigung in dieser Zeit, in der es aus unserer Sicht keine Ordnung gab, bewältigt werden konnte. Jedenfalls ist der Sarg in die Erde gekommen. Allerdings: Unter den Flüchtlingen, die weiter im Dorf Unterkunft gefunden hatten, war ein Tischler, der diesen Sarg gearbeitet hatte. Wenige Tage später war er selbst tot.

Man mag den Wert beurteilen, wie man will, aber es gab in einem gewissen Rahmen auch eine medizinische Betreuung. Die Dorfbevölkerung wurde gegen Typhus geimpft. Eine Arztpraxis war im Dorf natürlich nicht vorhanden. Auf einem Hofplatz standen die Leute zusammen, alte und Junge, eine Frau mit einem weinenden Kleinkind auf dem Arm und dazwischen eine Ärztin und eine Helferin mit ihren Spritzen und Ampullen. Es gab auch eine Bescheinigung, den damaligen üblichen Umständen entsprechend: Auf einem gewöhnlichen Zettel mit Bleistift geschrieben.

Der Übergang von der Besatzung zur polnischen Verwaltung vollzog sich schleichend. Nach und nach waren alle Höfe von polnischen Familien besetzt. So kann ich heute nicht mehr sagen, ob

die Impfaktion noch unter dem Besatzungsregime stattfand oder schon eine Initiative der polnischen Verwaltung war. Der neue polnische Herr auf dem Hof unseres Nachbarn Plath war der Bürgermeister, seine beiden polnischen Sekretärinnen wohnten in unserm Haus. Das sollte sich später noch als ein Glücksfall erweisen, wenn man unter diesen unseligen Verhältnissen überhaupt noch irgend etwas als Glücksfall bezeichnen kann.

Irgendwann in diesem Sommer, als wir noch nicht glaubten, dass wir unsere Heimat würden verlassen müssen, wurden alle deutschen Dorfbewohner vorübergehend evakuiert. Es muss einige Tage gedauert haben, in denen wir in der Nähe der Nachbardörfer im Freien hausten. Ein paar zusammengelegte Steine ergaben eine Feuerstelle, auf der man die Suppe im Topf warm machen konnte. Der Geschmack nach Rauch ließ sich nicht wegdiskutieren. Was mit dieser Aktion erreicht werden sollte, war ja schon vorher klar, wir fanden unsere Vermutung bestätigt, als wir nach Tagen wieder ins Dorf zurückkamen: Freie Hand für die neuen Bewohner zu einer gründlichen Kontrolle aller Häuser.

Eines Tages standen unerwartet Tante Hertha und Tante Grete, zwei Schwestern meiner Mutter, vor dem Haus. Sie hatten ihr Dorf Sommin also noch rechtzeitig verlassen können, aber nun saßen sie hier fest und teilten später mit uns das Schicksal der Ausweisung.

Die beiden schon erwähnten polnischen Sekretärinnen des Bürgermeisters, die ja bei uns im Hause wohnten, zeigten eines Tages eine sehr menschliche Seite: Als sie am Abend des 8. November 1945 nach ihrem Dienst ins Haus kamen, flüsterten sie uns zu, dass am nächsten Morgen der Räumungsbefehl für das Dorf bekanntgegeben würde. Das hatte für uns zunächst den Vorteil, dass wir zum Packen der nötigsten Sachen einen zeitlichen Spielraum hatten, der den anderen Dorfbewohnern versagt blieb. Allerdings brachte das trotzdem keinen wirklichen Nutzen, weil wir auf dem Weg in die „Zone“ doch alles verloren haben. Immerhin gebührt der vorhandenen Freundlichkeit dieser polnischen Frauen ein Gedanke des Dankes.

Am nächsten Morgen war dann die große Aufregung im Dorf. Alle deutschen Familien waren auf den Beinen. Oder doch nicht alle? Es soll auch jemand endgültig dort geblieben sein. Das habe ich jedoch damals nicht bemerkt. Erst viel später hat meine „Tante Bertha“ das angedeutet und dabei auch einen Namen genannt. An diesem Morgen also ging unsere Heimat endgültig für uns verloren. An diesem Morgen stand ein Pferdewagen bereit (oder mehrere?) für die älteren Leute und für das Gepäck. Wir anderen liefen zu Fuß nebenher. Ging es nur bis zum Bahnhof, den man in 10 Minuten bequem hätte erreichen können, oder sind wir die sieben Kilometer bis nach Stolp gegangen? Jedenfalls haben wir in der Nähe des Stolper Bahnhofs in einer Baracke die Nacht verbracht.

Am nächsten Tag begann unsere „Ausreise“ mit der Bahn. Der Zug bestand aus Güterwagen, in denen normalerweise Vieh transportiert wurde. Es herrschte fürchterliches Gedränge. Selbstverständlich gab es keine Sitzgelegenheiten im Waggon. Einige Männer mussten schon bestimmte Erfahrungen gemacht haben. Als die Türen zugeschoben wurden, versuchten sie mit Draht die Türverriegelung zu blockieren, um ein mögliches Öffnen der Türen von außen zu verhindern. Doch diese so gut gemeinte Aktion verfehlte letztlich doch ihre Wirkung. Als der Zug anfuhr, sprangen Männer auf das Trittbrett und es gelang ihnen, die Türen zu öffnen. Welcher Nationalität diese Männer waren, kann man nur schätzen. Sie drückten uns in die Ecken und plünderten unser Gepäck. Hilflos mussten wir zusehen, wie sie die für sie brauchbaren Dinge schließlich handlich verpackt hatten.

An einer Stelle, an der der Zug mit geringem Tempo fuhr, wurden die Türen wieder aufgemacht und die zusammengepackten Sachen Stück für Stück abgeworfen. Auch die Männer sprangen ab. Unschwer zu erraten, dass unten an der Böschung die abgeworfenen Stücke wieder eingesammelt wurden.

Ausgeplündert. Eine Einkaufstasche war uns geblieben. Mein Mantel war weg. Meine Schuhe waren weg. Und dann diese in Wahrheit unerträglichen Umstände. Drei Tage und drei Nächte dauerte diese Fahrt, bis wir auf dem Bahnhof Stettin-Scheune wieder „ausgeladen“ wurden. Wieder eine Nacht und wieder in einen Zug. Wieder Gedränge. Aber jetzt war es ein normaler Personenzug. Und: Dieser Zug bringt uns in die „Zone“.

Der Zug stand während der Nacht auf einem Abstellgleis. Auch jetzt war es wieder gut für uns, dass einige Bescheid wussten. Sie konnten uns dazu bewegen, dass wir schon in der Nacht quer über die Gleise in diesen Zug einstiegen. Er war schon voll, als er am Morgen zur planmäßigen Abfahrt am Bahnsteig einfuhr. In Angermünde war diese Fahrt zu Ende. Hier muss es wieder eine Unterkunft und auch Verpflegung gegeben haben. Dann war da plötzlich ein Gerücht im Umlauf: Ein Transport geht ab nach Mecklenburg! Am Bahnhof fanden wir das

Gerücht bestätigt. Etwaige Überlegungen etwa in der Richtung: Steigen wir ein oder steigen wir nicht ein? wären illusorisch gewesen. Dieser Zug brachte uns also nach Mecklenburg, nach Graal-Müritz in eines der vielen Hotels, die als Auffanglager dienten.

Die Zimmer waren überbelegt, eine Trennung nach Familien nicht möglich, aber es gab regelmäßig drei Mahlzeiten am Tag. Hier erfolgte auch die Registrierung. Wer auf diese Weise aus Polen kam, hatte unter Umständen gar keine Papiere retten können. Von hier aus haben wir versucht, nach dem Westen zu kommen. Wir, das sind Tante Grete, Tante Hertha, die immer noch mit uns zusammen waren, meine Mutter und ich.

Wir machten uns auf nach Rostock. Wir hielten uns in einem großen Gebäude auf, wahrscheinlich einer Schule, die total überfüllt war. Tante Grete und Tante Hertha war es tatsächlich gelungen, aus diesem Durcheinander nach dem Westen zu kommen. Meine Mutter und ich fanden uns schließlich doch in Graal-Müritz wieder. Unser Aufenthalt hier dauerte sechs Wochen bis Anfang Januar 1946. Das war gewissermaßen unsere Einbürgerung in die Zone.

Danach begann die Verteilung der Ausgebürgerten in die umliegenden Dörfer. Mit dem Zug wurden wir bis nach Kröpelin gebracht. Beim Aussteigen sahen wir schon die vielen Pferdewagen. Die Dörfer aus der Umgegend holten ihre „Flüchtlinge“ ab. Es war nicht zu wissen, welcher Wagen zu welchem Dorf gehörte und wie es im entsprechenden Dorf aussehen würde. Unser Wagen (oder waren es nicht doch mehrere?) brachte uns nach Berendshagen. Ein Gutsdorf, umgeben von Feldern und Wiesen. Die nächste Bahnstation 16 km entfernt. Die nächste Gelegenheit zum Einkaufen 6 km.

Zunächst waren alle neuen Bürger im Gutshaus einquartiert. Gemeinschaftsunterkunft im größten

Raum des Hauses, in dem wir Flüchtlinge – das war die allgemeine Bezeichnung, obwohl wir ja nicht geflohen waren – auf einer Strohschütte schliefen.. Nach und nach waren die Leute dann aber doch familienweise in den Häusern untergebracht oder in andere Gegenden weitervermittelt worden oder aber auch in den Westen abgewandert. Irgendwann hatten dann auch wir – meine Mutter und ich – ein eigenes Zimmer im Haus des „Schweizers“, der auf dem Gut, solange es noch als Gut existierte, für die Rinderherde verantwortlich war.

Hier hatte ich auch meine erste „Arbeitsstelle“. Es muss wohl bekannt gewesen oder geworden sein, dass ich von der Handelsschule kam und also Schreibmaschine usw. So kam ich ins Gemeindebüro und habe dort auch mein erstes Geld verdient.

Das Gut wurde wie alle Güter in der Zone, aufgesiedelt und parzellenweise an „Neubauern“ verteilt. Das muss schon 1946 gewesen sein. So kam eines Tages ein Landvermesser ins Dorf, der, wie ich viele Jahre später erfahren habe, der Nachbar eines Rostocker Gemeindegliedes war. Der brauchte zwei Hilfsleute, deren hauptsächliche Aufgabe darin bestand, das Maßband über den Acker zu ziehen. Einer davon war ich. So habe ich den Sommer über jede Ecke der gesamten Feldmark betreten. Im folgenden Jahr wurden die Ergebnisse überprüft und alles noch einmal nachgemessen.

Schließlich wurden auch wir weiter vermittelt und kamen über einige Zwischenstationen 1948 in die Nähe von Rostock. Dort kam für mich endlich die Möglichkeit, reichlich verspätet eine Berufsausbildung zu beginnen und mich der Gemeinde in Rostock anzuschließen. 1953 dann meine Heirat und der Umzug nach Rostock, wo ich die längste Zeit meines Lebens verbracht habe.